Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **10 (1888)**

Heft 16

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nr. 16. 1888.

Schweizer Frauen-Zeitung.

Zehnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.

Abonnement:
Bei Franko-Zustellung per Post:
Jährlich . . . . . Fr. 6. —
Halbjährlich . . . . „ 3. —
Ausland franko per Jahr „ 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen und Beiträge in den Text sind an die Redaktion zu adressiren.

Redaktion:
Frau Elise Honegger in St. Fiden.
Telephon in der Stadt:
in der
M. Kälin'schen Buchdruckerei beim Theater.

Insertionspreis:
20 Centimes per einfache Petitzeile.
Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Inserate
beliebe man franko an die Expedition einzusenden.

Ausgabe:
Die „Schweizer Frauen-Zeitung" erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen
sind ausschließlich an die M. Kälin'sche Buchdruckerei in St. Gallen zu entrichten.

St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Sonntag, 15. April.

Die Sonne scheint!

„Die Sonne scheint!" schallt's jubelnd durch's Haus,
Und froh enteilt ihm der Kinder Schaar.
„Die Sonne scheint!" ruft Mütterchen aus,
Und herzt ihr Kleinstes im lockigen Haar.
Mit lachendem Mund
Thut sie's kosend ihm kund:
Daß der holde Frühling gekommen!

„Die Sonne scheint!" Mit zitterndem Mund
Spricht's der Greis und faltet die Hände:
„Noch einmal Frühling auf Erdenrund,
Noch schenkt Gott mir gnädig das Ende!"
Mit stiller Lust
In der müden Brust
Beut er die Glieder der wärmenden Sonne.

„Die Sonne scheint!" Die Amsel erzählt's,
Still lauscht der Strauch ihrer Zaubermähr,
Es schwillt die Knospe, von Sehnen erfüllt,
Süß träumt noch der Keim, vom Safte schwer.
Und vom Erdenschooß
Hebt verheißend sich los
Des Frühlings wonniglich Grüßen.

„Die Sonne scheint!" Mich durchströmt's mit Lust,
Der Alltag — der graue — versinket.
Voll hehrer Festfreude hebt sich die Brust,
Ein rosiges Hoffen ihr winket.
Ich weiß ja auf's Neu':
„Gott bleibet getreu —
Er schenkt den Frühling uns wieder!"

„Die Sonne scheint!" Die Sorgen vergeßt
Und das kleinliche Kümmern und Plagen;
Thut auf die Herzen — die Freude laßt ein —
Der Frühling — er will es Euch sagen:
„Groß, gut und rein
Soll Menschensinn sein — —
Soll sich freuen und loben und danken!"

Marie Gerner.

„Wie kann unsere Frauenwelt bei der nothwendigen Reform des Hebammenwesens helfend eingreifen?"

(Fortsetzung statt Schluß.)

Mit Herrn Dr. Martin sagen wir: Der Stand der Hebamme muß gehoben werden. Wie kann das am Besten geschehen?

Ein deutscher Arzt gab den Rath, Hebammenvereine zu gründen, in welchen die Betheiligten ihre Erfahrungen austauschen und sich so gegenseitig belehren könnten; zugleich sollten gemeinschaftlich gehaltene Zeitschriften den Gesichtskreis der Mitglieder erweitern und ihnen gemachte Fortschritte auf dem Gebiete der Geburtshülfe zur Kenntniß bringen. Das wäre etwas, jedoch als Radikalmittel ist wohl eher dasjenige anzusehen, das der Verfasser genannter Schrift uns mit so eindringlichen Worten vor Augen führt. Er sagt nämlich: „Der moralisch ethische Bildungsgrad unserer Hebammen steht in grellem Widerspruch zu der hohen Wichtigkeit der Verantwortungsschwere ihres Berufs." Und: „Es muß ein Stand von Geburtshelferinnen in's Leben zu rufen sein, deren Bildungsstufe, Lebensanschauung und gesellschaftliche Stellung von vorneherein dafür Bürgschaft leiste, daß sie, die Wichtigkeit und den Inhalt des Berufes klar durchschauend, in ethischer und technischer Beziehung ihre Aufgabe erfaßten und, ohne persönlicher Beaufsichtigung zu bedürfen, unter allen Umständen erfüllen." Mit andern Worten: Der allgemeine Bildungsgrad der Geburtshelferinnen muß ein viel höherer werden, das heißt, es sollten auch die Frauen der gebildeten Stände sich diesem Berufe zuwenden.

Der Hebammenstand krankt hauptsächlich an dem Umstand, daß derselbe sich nur aus der untern, ungebildeteren Klasse rekrutirt, und der Mangel an allgemeiner Bildung macht sich bekanntlich oft selbst in der geringsten Verrichtung unangenehm fühlbar; eine Frau, die gewöhnt worden ist, zu denken, zu beobachten, ihr Urtheilsvermögen zu üben, sich über Aberglauben und engherzige Anschauungen zu erheben, sollte sie nicht eine bessere Geburtshelferin sein, als eine solche, die, vielleicht in roher Umgebung aufgewachsen, mangelhaft geschult, einen durchaus enggezogenen, geistigen Horizont hat? Das ist der schöne, gute und praktische Gedanke, der, in der Schrift von Herrn Dr. Martin ausgesprochen, als zündender Funke sollte ausgehen und recht viele weibliche Gemüther ergreifen, damit sie ihn zur That werden lassen, sich selbst und Andern zum Segen.

Ihr Frauen, besonders Ihr, die Ihr allein steht im Leben und das Bedürfniß empfindet nach einem Beruf, der Euch voll und ganz befriedigt, werdet Geburtshelferinnen! Wie viele Frauen werden heutzutage Krankenschwestern, vielleicht aus keinem andern Grunde, als daß sie nicht unnütz und selbstsüchtig ihr Dasein verbringen wollen; sie scheuen keine Anstrengung und Mühe, überwinden Ekel und Schwäche, sind tapfer, aufopfernd und liebevoll. Sie werfen jegliche falsche Prüderie bei Seite und warten der Kranken, ob sie Männer seien oder Frauen. Gewiß ist in einer solchen Pflegerin das Weibliche im Weibe verkörpert. Im Falle eines Krieges würden, nach dem Vorbilde anderer Länder, gewiß auch in unserer Schweiz hundert und hundert Frauenhände bereit sein, nach Vermögen die geschlagenen Wunden zu lindern, die unglücklichen Opfer der Schlachtfelder zu pflegen und zu warten. Warum wenden sich alle diese weiblichen Kräfte nicht ebenso freudig einem andern Schlachtfelde zu, das tagtäglich in der Nähe eines Jeden, irgendwo in einem stillen Wochenzimmer zu treffen ist? Was wäre weiblicher, was wäre schöner und nützlicher, als hier seinen armen Mitschwestern rathend, helfend, theilnehmend und belehrend zugleich zur Seite zu stehen? Und doch wird über solchen Beruf vielerorts die Nase gerümpft!

Wir halten mit Herrn Dr. Martin, daß die Art Aechtung, in welche die Gesellschaft den Stand der Hebammen fortwährend thut, noch eine Ueberlieferung früherer Zeiten ist, da derselbe sich aus Elementen zusammensetzte, die, der untersten Schichte der Bevölkerung entnommen, wirklich nicht das nothdürftigste Maß von Bildung und Schulung erreichten. Auch jetzt noch kann man sagen, daß nur deßhalb der Beruf als gering geachtet wird, weil an ihn viel zu geringe Anforderungen gestellt werden; sobald man aber einmal diese Anforderungen höher schraubt, wird auch unwillkürlich die Achtung vor dem Hebammenstande eine höhere werden.

Wir meinen nun, wenn eine gebildete Frau, sei sie Jungfrau, Frau oder Wittwe, den Wunsch hegt, sich nach der angegebenen Richtung hin auszubilden, sie gewiß auch die Wege dazu leicht finden wird. In der Schweiz wäre wohl das Richtige für sie, den staatlichen Hebammenkurs durchzumachen, die Prüfung zu bestehen und dann sich in eine Universitätsstadt zu begeben, wo sie, ohne den weitgehenden Studien sich hinzugeben, die das Doktorexamen bedingt, doch, nach Rathschlägen eines erfahrenen Arztes, einige Vorlesungen über Medizin besuchen könnte, während sie sich zu gleicher Zeit praktisch üben und weiterbilden würde, indem sie zeitweilige Anstellung in der Gebäranstalt oder auch in einem Spitale nähme. So würde nach und nach, indem ihr Blick sich weiten, ihre Hand sicher würde, ihre Erfahrungen sich bereicherten, eine tüchtige Geburtshelferin aus ihr, die das Vertrauen ihrer Mitschwestern verdiente und daher auch Beschäftigung und sichern Verdienst fände. (Schluß folgt.)

Rosig und Grau.

Skizze nach dem Leben von Marie Gerner.

(Schluß.)

„Mama — Mama — auch zuhören!“ jubelte Ernstchen, auf die Mutter zueilend, und in einer Aufwallung frohen Muttergefühls schloß diese den Kleinen in die Arme. War's nicht herzerfrischend, in sein rosig angehauchtes Gesichtchen, seine leuchtenden Kinderaugen zu blicken?

„Gelt, Mama, Du gibst recht acht, wenn Frau Palmer erzählt, dann kannst Du's auch und erzählst uns auch mal so was Schönes!“ bat das naive Gretchen.

„Mama kennt alle die hübschen Geschichten längst, Du kleiner Gelbschnabel,“ lachte Frau Anna und bat die Hausgenossin, sich's bequem zu machen bei ihr. Doch ängstlich wehrte Jene: „Ich werde nicht lange bleiben können, Babette möchte die Mehlsuppe anbrennen lassen!“

„Ihre Babette ist aber doch ein recht besonnenes und schon erfahrenes Mädchen, wie ich glaube; Sie dürfen ihr gewiß ruhig die Suppe überlassen,“ meinte Frau Palmer. „Probiren Sie's nur — ich mache es auch so und vertraue meiner noch recht ungeübten Susette hie und da eine Speise allein an, die wir schon öfter zusammen bereitet. Das weckt ihren Ehrgeiz, und meistens fällt die Probe gut aus und wir haben Beide Freude und Vortheil davon!“

„Wenn man die Mädchen aber lobt oder nur sie merken läßt, daß sie ihre Sache recht gemacht haben, so werden sie leicht eingebildet und anspruchsvoll!“ beharrte Frau Auguste.

„Das glaube ich nicht — wenigstens nicht von den gutgearteten!“ erwiderte kopfschüttelnd Frau Anna, und die Hausgenossin treuherzig anblickend, fuhr sie fort: „Die Mädchen sind im Grunde bloß große Kinder und — mit Verlaub, meine liebe Frau Frohner — wir Frauen sind's nicht minder.“ Ich weiß nichts, was mich so froh macht, wie ein Lob von Seiten meines lieben Mannes; es ermuthigt mich zu weiterem Streben, und genau so geht's doch wohl auch unseren Dienstmädchen! — Uebersehen Sie nur die ungeduldigen Mienen unserer kleinen Gesellschaft. Heinrich reißt mir bald die Schürzenbänder ab durch sein Zupfen und Lina's Stirne zieht sich immer mehr in Falten, während Gretchen nächstens ihren Stuhl entzwei reiten wird. Da werde ich wohl beginnen müssen mit meiner Geschichte!“

Frau Frohners ängstlich besorgte Miene heiterte sich indeß erst im Verlauf der recht fesselnd vorgetragenen Geschichte vom einfältigen „Hans im Glücke“ auf und mehr und mehr gab sie sich mit selten empfundener und kaum bewußter Lust dem Eindrucke hin, welchen die harmonisch gestimmte Umgebung auf ihr verdüstertes Gemüth machte.

Niemand bemerkte den Flug der Stunden und erstaunt gewahrten die beiden Frauen die vorgerückte Zeit, als die Erzählung zu Ende war. „Papa kommt!“ rief im Jubelton Frau Anna, und „Papa — Papa!“ tönte es nach aus dem Munde der Kinder. Elschen auf der Mutter Arm streckte dem Eintretenden die Aermchen entgegen und Heinrich umfaßte des Vaters Knie und fing mit lautem Hallohrufe dessen Hut auf, den dieser ihm scherzend über den Kopf warf.

Etwas erstaunt erblickte Herr Palmer den ungewohnten Besuch und bat freundlich, daß Frau Frohner noch bleiben möge.

„Ich muß nach dem Essen sehen,“ sagte diese ängstlich; „mein Mann wird gleich kommen und ich weiß noch nicht einmal —“

„Da ist der Mann schon!“ scherzte Herr Palmer und nöthigte Herrn Frohner, einzutreten.

Angenehm berührt durch den Anblick der vielen fröhlichen Gesichter in dem freundlichen Raume und überrascht durch die Anwesenheit seiner Frau, die gar nicht so mißmuthig wie sonst, nur etwas verblüfft aussah, begrüßte dieser die Frauen.

Bald trennten sich die beiden Familien, doch nicht ohne daß das Ehepaar Frohner hätte versprechen müssen, nach dem Zubettegehen der Kinder zu einem gemüthlichen Plauderstündchen heraufzukommen. Frau Frohner murmelte freilich etwas von vieler Näharbeit, die sie für die ruhigen Abendstunden sich reservirt habe. Doch sie wurde durch die beiden Männer überstimmt, welche einstimmig den Abend als die Zeit der Erholung bezeichneten, und Frau Palmer entschied in ihrer naiv-fröhlichen Weise: „Wir wollen's uns mal wohl sein lassen, liebe Frau Frohner, und ich schlage daher vor, wir setzen uns hübsch bequem in das Sopha, klappern dabei so ein bissel geschäftig mit unsern Stricknadeln und unsere beiden Gestrengen lesen uns abwechselnd vor aus irgend einem schönen Singsang aus alter Zeit, wie etwa Weber's „Dreizehnlinden“, der einen ganz einspinnt in den Zauber uralten Germanenthums! Mein Karl ist einverstanden — ich seh's ihm an, und wenn ich Herrn Frohner zu melden mir erlaube, daß bei uns auch geraucht werden darf und mein Mann recht gutes Flaschenbier im Keller hat, so werde ich keiner weiteren Ueberredungskünste bedürfen, um ihn zur Annahme meines Vorschlages zu bewegen.“

„Ich glaube wahrhaftig, Aennchen,“ sagte Herr Palmer in später Abendstunde zu seiner Frau, die voll süßen Mutter-Empfindens zwischen den Bettchen ihrer Kleinen stand und die schlummernden Gesichtchen selig betrachtete, „ich glaube, Du hast richtig Frau Frohner schon etwas angesteckt mit Deiner Rosenlaune!“

„Ach, Karl, ich denke: das ist nicht mein Werk!“ entgegnete Frau Palmer sinnend. „Es schlummert wohl in jeder Frau verborgen der Engel der Freude und der Poesie. Daneben aber steht ein giftig Unkraut, das ist die Pedanterie, die übergroße Häuslichkeit und verkehrt angebrachte Ordnungsliebe! Dies Unkraut schießt üppig auf und überwuchert die Schlummerstätte des Engels, daß er zuletzt ganz ersticken muß darunter! Beschneidet man es aber bei Zeiten, daß die goldene Sonne den Schlummernden bescheinen kann, dann erwacht er und verklärt mit seinem Lächeln Alles, und das Unkraut muß verdorren davon! Jener goldene Sonnenschein aber, der den Engel weckt — das ist die Liebe, die große, beglückende, zu Mann und Kind und zu Gott und allem Edlen und Schönen! So denke ich mir die Sache. So — nun habe ich auch gepredigt; aber meine Weisheit ist zu Ende für heute und damit Gott befohlen und gute Nacht, mein Lieb!“

„Gute Nacht, mein trautes Weib! Gott wache über dem Engel in Dir, daß er nie entschlummern möge, sondern recht wach bleibe, mir und den Kindern zum Segen!“ Aus vollem Herzen heraus sprach's Frau Anna's Gatte.

Ueber Hautpflege.

„Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen sind die goldenen Schlüssel zu Gesundheit und langem Leben.“

Bekanntlich scheidet die Haut durch die Schweißporen beständig eine ziemliche Menge Wasser aus. Unter gewöhnlichen Umständen sieht man zwar dieses Wasser nicht, weil es sogleich nach dem Austreten aus den Schweißdrüsen verdunstet. Auf solche Weise verliert der erwachsene Mensch täglich etwa ein Kilogramm Wasser. Durch gesteigerte Wärme des Körpers und der Umgebung, durch körperliche Bewegung und Anstrengung, durch Gemüthsaffekte, sowie durch anderweitige Einflüsse kann diese Wasserabsonderung so groß werden, daß nicht alles Wasser sogleich verdunstet; es fließt zusammen zu Tröpfchen — es bildet sich der Schweiß, der sich mit ausgeschiedenen Salzen, mit Harnstoff, mit den Oberhautschüppchen vermengt. Die festen Stoffe bleiben beim Verdunsten des Wassers auf der Oberfläche der Haut zurück und vermischen sich mit dem Fett, das von den Haarbalgdrüsen abgesondert wird, und mit Staub aus der Luft, der auf den Körpertheilen liegen bleibt. So werden allmälig die Poren der Haut verstopft.

In reichstem Maße finden sich natürlich diese Bestandtheile an Stellen, die zahlreiche Schweiß- und Talgdrüsen besitzen und selten gewaschen werden, wie an den Fußsohlen und in den Achselhöhlen.

In wie weit diese Verunreinigung der Haut durch ihre eigenen Produkte die normale Hautthätigkeit beeinträchtigt und stört, ist schwer genau zu bestimmen. Doch fehlt es nicht an Thatsachen, die uns die Bedeutung der Haut zu zeigen im Stande sind. Schon die eine, daß Menschen und Thiere ohne Ausnahme sterben, wenn zwei Drittel der Haut durch irgend einen Lacküberzug für die Hautausdünstung undurchdringlich gemacht werden, gibt uns jedenfalls Veranlassung genug, den Werth der Hautthätigkeit nicht zu unterschätzen.

Es ist daher klar, daß man über der bereits dreifachen Hautschicht unseres Körpers nicht noch eine vierte anwachsen lassen darf — eine Schmutzschicht. Wir sollten uns vielmehr bemühen, durch fleißige Waschungen, Bäder, Abreibungen die Hautporen gehörig offen zu erhalten und so die Thätigkeit der Haut möglichst zu fördern. Häufige Waschungen des ganzen Körpers sind für die Gesundheit von größter Wichtigkeit. Es haben die hervorragendsten Aerzte immer und immer wieder auf die Wichtigkeit der Hautpflege für die Erhaltung der Gesundheit aufmerksam gemacht und sie als einen sichern Schutz gegen Erkrankungen aller Art bezeichnet.

„Das Baden,“ sagt Dr. Hufeland, „ist ein wahres Arcanum (d. i. ein Geheim- und Zaubermittel), das alle Erfordernisse eines langen, gesunden Lebens in sich schließt. Dadurch erhält man Reinlichkeit, härtet unvermerkt die Haut ab und macht sie unempfindlich gegen die nachtheiligen Einwirkungen der Kälte und Feuchtigkeit und anderer Einflüsse der Atmosphäre, was das beste Schutzmittel gegen Schnupfen, Husten und Fieber ist, stärkt das Nervensystem für das ganze Leben und schützt dadurch die Kinder vor Krämpfen, Nervenzufällen und jener kränklichen, erhöhten Empfindsamkeit, die so oft die Last des ganzen Lebens wird, schafft feste Fasern und legt den ersten Grund zu einer gesunden, lebendigen Haut, deren Vernachlässigung eine Hauptquelle der Leiden unserer Zeit ist. — Reinlichkeit und Hautpflege halte ich für die Hauptmittel zur Verlängerung des Lebens!“

Dr. Robertson sagt: „Reinlichkeit ist die erste Bedingung der Gesundheit.“

Die leider allzu sehr vernachlässigte Pflege der Haut ist auch die Ursache vieler lästiger Hautkrankheiten, wodurch dem Geheimmittelschwindel auf dem Gebiete der Schönheitspflege ungemein emporgeholfen wird.

Das untrüglichste und wirksamste Schönheitsmittel, das ewige Jugend verleiht, ist gewissenhafte Hautpflege, denn dadurch werden die Poren der Schweiß- und Talgdrüsen geöffnet und so erhält der Teint die Frische und das Colorit, in dessen Glanz und Schimmer der Reiz der Jugend besteht.

„Die jetzige Kaiserin von Oesterreich, die Großmutter und bald ein halbes Jahrhundert alt ist, besitzt bis zur Stunde den Teint eines sechszehnjährigen Mädchens, der in der Farbe der Pfirsichblüthe leuchtet. Diese berückend schöne Dame hat niemals ein kosmetisches Mittel gebraucht; sie wäscht sich aber täglich nach dem Erwachen mit eisigkaltem Wasser und reibt die nasse Haut mit Flanelltüchern trocken.“

F. W.

Träume der Blinden.

Darüber hat sich der Vorsteher einer Blindenanstalt in West-Philadelphia, der selber um sein Augenlicht gekommen ist, in interessanter Weise ausgesprochen. Er sagt: „Ich fühle mich jetzt nirgends glücklicher, als im Traumland. Nur im Traum sauge ich Strahlen von der mich umgebenden Welt ein. Noch niemals habe ich mich in meinen Träumen blind gefühlt; ich sehe dann eben so gut wie in meinen lichten Jahren. Allerdings lebe ich auch träumend immer in meiner Anstalt; aber statt daß ich mich dann auf meinen Tast- und Gehörsinn verlassen muß, kann ich alle Insaßen sehen; und was noch sonderbarer ist: obwohl ich nie in Wirklichkeit einen dieser Leute gesehen habe, erscheinen mir ihre Gesichter im Traum doch sehr bekannt und vertraut.“ Diese interessante Erfahrung steht nicht vereinzelt da; allen Personen, die erst im Laufe ihres Lebens erblindet sind, scheint es ebenso zu gehen. Blindgeborne kommen sich im Traume hingegen niemals sehend vor; man weiß von Blindgebornen, die sich verhältnißmäßig große Bildung angeeignet und vieles

gelesen haben, daß sie nur von Musik, von den Stimmen der Personen, mit denen sie zu thun haben, und allenfalls von Vorkommnissen träumen, die sich in ihrer Anstalt zutrugen. Dinge und Orte, die sie nur aus Beschreibung kennen, kommen ihnen nie, auch nicht durch das bloße Gefühl im Traume vor. Diese Thatsachen sind gewiß von hohem, psychologischem Werth.

(Schweiz. Volksarzt.)

Für das Haus

Gelackte oder gebahnte Fußböden zu reinigen. Heute wende ich mich nicht an die bevorzugten, vielfach Beneideten, die auf glattem Parquet ihren Lebensweg gehen, sondern an Solche, welche die Mittelstraße (warum heißt es wohl „goldene"?) wandeln, d. h. an Solche, die sich den Luxus erlauben können, ihre Fußböden mit braunem Lack zu überstreichen. Diese gelackten Böden verlieren nun wie bekannt auffallend rasch ihren Jugendglanz sehr häufig in Folge von unrichtiger Behandlung beim Reinigen. Ich weiß deshalb, daß wer das Verfahren noch nicht kennt, Grund hat, mir dankbar zu sein für die Mittheilung meines erprobten Geheimmittels: Trockne während sechs Tagen jeden Morgen nach dem Frühstück den Kaffeesatz auf dem Herde (auf einem Papier ausgebreitet), am siebenten feuchte das ganze gesammelte Quantum ein wenig an. Entferne die Möbel aus dem zu behandelnden Zimmer, mache den Boden besenrein und streue, wie ein Säemann seine Saat, den Kaffeesatz aus. Dann wickle um einen Besen oder Schrubber ein wollenes Tuch und reibe den Satz tüchtig und kräftig überall herum und kehre ihn dann wieder sorgfältig weg. Der Boden wird nun wie neu gelackt erscheinen, vorausgesetzt, daß er nicht durch zu starken Gebrauch zu viel abgenutzt ist. Stellen, wo die Farbe fehlt, kann der Kaffeesatz Farbe und Glanz nicht mehr geben, gerade so wenig wie eine einstige Schöne am Toilettentisch Frische des Teints und jugendliche Anmuth wieder finden wird.

J. W. in Mannheim.

Kleine Mittheilungen

Die bernische Haushaltungsschule in Worb veröffentlicht ihren zweiten Jahresbericht und theilt unter Anderm darin mit, daß bezüglich der zur Prüfung gestellten Frage: in welcher Weise kann der wenig- oder unbemittelten Klasse der Besuch der Haushaltungsschule ermöglicht werden? kein erfreulicher Bericht gegeben werden kann. Die minime Subvention des Kantons und des Bundes gestattet der so sehr zeitgemäßen und unter gediegener Leitung stehenden Institution nicht, noch größere Opfer zu bringen, als bisher. Es sind zwar erneute Schritte gethan worden für Erhalt regelmäßiger Unterstützung von Seite des Bundes, und es ist sehr zu wünschen, daß diesem Ansuchen entsprochen werde. Es ist ja allgemein anerkannte Thatsache, daß von der hauswirthschaftlich praktischen Erziehung des weiblichen Geschlechtes zum großen Theil das Volkswohl abhängig ist und daß die Neuzeit dieser Thatsache viel zu wenig Rechnung getragen hat. So sollte es denn auch selbstverständlich sein, daß der Staat alle Institute gleichmäßig unterstütze, die, auf der Basis der Gemeinnützigkeit fußend, sich der vernachlässigten Seite der Mädchenerziehung widmen. Selbstverständlich könnten solche Subventionen nur für so lange beansprucht werden, als der Staat nicht von sich aus für die so unumgänglich nöthigen hauswirthschaftlichen Bildungsstätten schafft.

Die Gründerin der Haushaltungsschule in Worb — die ökonomische Gesellschaft des Kantons Bern — trägt sich auch mit dem Gedanken der Errichtung einer Schwesteranstalt im französischen Theile des Kantons, in welcher das Hauptgewicht auf die Erlernung der französischen Sprache gelegt und die Haushaltungskunde nur insoweit Berücksichtigung finden soll, als solches ohne Nachtheil für das Studium der Sprache geschehen kann. Die leitenden Punkte, von denen die Kommission hiebei ausgeht, sind die notorisch vorhandenen vielfachen Uebelstände im modernen Pensionatswesen, die je länger je ersichtlicher ihre ungesunden Früchte tragen. Eine solche Gelegenheit zum Erlernen der französischen Sprache würde voraussichtlich bei vielen Hunderten von Eltern mit lebhaftester Freude begrüßt werden. Hoffen wir daher auf baldiges Entsprechen von Staat und Bund zum wohlverstandenen Besten Aller. Der Haushaltungsschule Worb aber wünschen wir ein fröhliches Fortschreiten auf dem mit so großem Erfolge betretenen Pfade!

* * *

Stimmrecht der Frauen bei Pfarrwahlen. In einigen Basler Blättern wird anläßlich der Verfassungsrevision die Anregung gemacht, den Frauen und Töchtern bei Pfarrwahlen das Stimmrecht zu geben; es sei dies zu einer Zeit, wo die Frauen das Recht eigener Vermögensverwaltung in die Hand bekommen und zu vielen Berufsarten zugelassen werden, die früher nur Männer besorgten, nicht mehr als christlich und gerecht, wenn man ihnen bei Pfarrwahlen das Stimmrecht nicht mehr länger vorenthalte und sie mundtodt mache. Die „Basler Nachr." können sich mit dieser Anregung nicht befreunden, denn die unausbleibliche Einmischung der Frauen in die Wahlagitation müßte für das Familienleben unangenehme Folgen mit sich bringen, und schreibt am Schlusse eines bezüglichen Artikels ganz richtig:

Man war bisher noch in allen Parteien der Ansicht, es sei gut, daß unsere Frauen und Töchter in das Parteigetriebe nicht direkt eingreifen, der schöne Wirkungskreis des Weibes sei die Familie. Hier soll die Gattin und Mutter, die Tochter und Schwester durch die edlen Gaben, die ihr eigen sind, ein Heiligthum schaffen, zum Frieden mitwirken und den Mann und Jüngling, wenn diese aus dem harten Kampf heimkehren, es fühlen lassen, daß sie in dieser Welt des ewigen Streites ein freundliches Asyl haben. Warum denn diese Welt, die wir für eine gottgeordnete halten, mit einem Mal auf den Kopf stellen!

Tragen wir das Gehässige und das Gift, das leider mit den Parteikämpfen und speziell mit denjenigen auf kirchlichem und religiösem Gebiet verknüpft ist, nicht noch mehr, als schon bisher geschehen, in den Schooß der Familie, deren Frieden uns Allen heilig sein soll.

* * *

Neuerdings macht man auf eine Erscheinung aufmerksam, welche schon den griechischen und römischen Aerzten bekannt war, nämlich auf die Schädlichkeit der Platanen. An Orten, wo solche Bäume in der Nähe menschlicher Wohnungen angepflanzt sind, bemerkt man oft, daß ganze Familien im Frühling regelmäßig von einem merkwürdigen Husten befallen werden. Wie die Untersuchung zeigte, sind die von den jungen Platanenblättern abfallenden feinen Sternhaare als die eigentlichen Hustenerreger anzusehen. Dieser „Platanenstaub" trocknet die Kehle aus, macht die Stimme rauh, erregt Husten und ist auch den Augen und den Ohren nachtheilig.

* * *

In Wien wollte ein Dienstfrauen-Institut gegründet werden, da Männer nicht zu allen Dienstleistungen tauglich seien. Der Magistrat verweigert aber die Erlaubniß.

* * *

In Paris greift jetzt eine abscheuliche Mode um sich, welcher die Aerzte vergeblich zu steuern suchen. Man fängt an, die Kinder zu schminken. In den öffentlichen Gärten trifft man Babies im Alter von drei Jahren, welchen die verblendeten Mütter bereits die Augenbrauen färben. Andere wieder finden, daß die Gesichtsfarbe der Kleinen zu lebhaft sei und pudern ihnen die Wangen mit Reismehl, ja nicht selten sieht man sogar bei Mädchen im Alter von zehn Jahren den bewußten schwarzen Strich unter den Augen, der die Sterne größer erscheinen läßt. Daß unter solchen Umständen 15- bis 16jährige Mädchen bereits ein farbloses, von der Schminke ruinirtes Gesicht haben werden, ist nicht das größte Unglück, welches aus dieser Sitte entsprießen kann.

* * *

Amerika geht mit der Einführung des Kochunterrichts an öffentlichen Schulen Europa voran. Der Schulrath von Boston hat den Mädchen von acht städtischen Schulen den Besuch zweier Kochschulen ermöglicht. Ebenso hat der Schulrath von Oakland (Kalifornien) beschlossen, einen Versuch zu machen mit der Einführung des Kochunterrichts an den öffentlichen Schulen. In Washington besteht eine unentgeltliche Kochschule für arme Mädchen, geleitet von einem Damenkomite.

* * *

In Provoh (Utah) ist eine strenge gerichtliche Verfolgung gegen Mormonen wegen Vielweiberei eingeleitet worden. 16 Mormonen wurden jeder zu 6 Monaten Gefängniß und einer Geldbuße von 500 Dollars verurtheilt, weil sie dem jüngst angenommenen Gesetze zuwider mit mehr als einer Frau verheirathet waren.

Sprechsaal

Fragen.

Frage 873: Gibt es ein Mittel, um der außergewöhnlichen Langsamkeit und Trägheit eines 14jährigen Mädchens mit Erfolg zu begegnen? Es ist dabei so verschlossen und wortkarg, daß ich darüber oft verzweifle.

Eine bekümmerte Mutter.

Frage 874: Was ist zur Vertilgung der grünen Läuse an meinen großblumigen und Ephengeranien zu thun? Das Bestreuen mit Insektenpulver, Schnupftabak, sowie das Besprengen mit Karbolsäurelösung war erfolglos. Für ein sicheres Mittel dankt zum Voraus

Abonnentin E. K. in Madretsch.

Frage 875: In meinem Küchenschrank, der vor zirka 5 Jahren neu erstellt wurde, verbreitet sich ein so widriger, seltsamer Geruch, daß ich keine Speisevorräthe darin aufbewahren kann, ohne daß dieselben diesen Geruch erhalten. Wenn Sie mir ein Mittel dafür verschaffen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar, denn alles Putzen mit Sodawasser und Räuchern war bis jetzt ohne Erfolg. Frau E. L. in M.

Frage 876: Gibt es in der Schweiz eine Heilanstalt für Stotternde? Wenn ja, so wäre für genaue Adresse sehr dankbar

Eine Abonnentin.

Antworten.

Auf Frage 861: Geräuchertes Schweinefleisch können Sie auf folgende Weise gut aufbewahren. Sie nehmen ein gut gereinigtes, trockenes Wein- oder Mostfäßchen mit Thürchen, verbrennen in demselben einen Deziliter guten Tresterbranntwein. Das Fäßchen muß aber während dem Brennen gut verschlossen werden; hernach wird das Faß gut verschlossen und verpicht. Nach diesem Verfahren bleibt das Fleisch ein Jahr im besten Zustande. Frau E. R. in A.

Auf Frage 867: Die gut gewaschenen, von den mittelsten Rippen abgestreiften Sauerampferblätter gibt man in süße Butter oder sonst gutes Fett und läßt sie, fest zugedeckt, einige Minuten dünsten. Mit ganz wenig Mehl bestreut und mit einer Prise Zucker und einigen Löffeln Rahm verrührt, schmeckt Sauerampfergemüse vorzüglich.

Auf Frage 868: Ein einmal gründlich verdorbener Riemenboden braucht viel Mühe, um wieder gänzlich in Stand gestellt zu werden. Der Boden wird erst besenrein gemacht, dann genau aufgewaschen und, wenn trocken, mit Stahlspähnen aufgerieben. Von Einreiben mit Leinöl werden die Böden gerne harzig, es muß daher mit Terpentinöl gemischt werden.

Auf Frage 869: Das täglich zweimalige Waschen der Füße mit kaltem Wasser und nachheriges Trockenreiben befördert die Wärme. Enges Schuhwerk ist zu vermeiden; es soll dem Fuße auch während des Sitzens zeitweise angemessene Bewegung gegeben werden. Wo die Füße von dieser Bewegung gar nicht warm werden wollen, streut man etwas Senfmehl in den Schuh oder befeuchtet die Sohle des Strumpfes mit Wachholderöl.

Auf Frage 870: Unruhig schlafende Kinder sind in der Regel zu warm zugedeckt oder die verdorbene, unreine Luft im Schlafzimmer belästigt sie. Auch soll ein Kind von diesem Alter nicht unmittelbar nach dem Abendessen zu Bette gebracht werden. Eine kräftige Abwaschung des Körpers vor Schlafengehen soll selbstverständlich sein.

Auf Frage 872: Zum Waschen von weißen Seidentüchern eignet sich vorzüglich die Eidotterseife. Auch das Sodin leistet sehr gute Dienste. Dem Gelbwerden begegnet man leicht durch Spülen in einem Blauwasser, in welchem etwas Kartoffelstärke aufgelöst wurde.

Vom „Schweizer Frauen-Verband".

Im wohlverstandenen Interesse der Frauensache im Allgemeinen handelnd und das Wohl des „Schweizer Frauen-Verband" im Besondern warm im Herzen tragend, fühlte sich die Redaktion der „Schweizer Frauen-Zeitung" schon seit mehr denn Jahresfrist verpflichtet, die sich im Schooße des Verbandes im Laufe der Zeit abspielenden Vorgänge mit Stillschweigen zu übergehen. Sie ging von der Ansicht aus, daß den Frauen in den ihnen noch neuen, öffentlichen Vereinsangelegenheiten billigerweise auch eine Lehrzeit zugestanden werden dürfe und daß es nicht vom Guten sei, die während der Lehrzeit gemachten Fehler und Verstöße zur liebloseu Beurtheilung unduldsam an die große Glocke zu hängen. Nun aber die Betreffenden ihren Hausstreit selbst an die Oeffentlichkeit gebracht, liegt es in unserer Aufgabe, den der Sache Fernerstehenden mitzutheilen, daß die bemühende Angelegenheit nun auf dem Wege richterlichen Entscheides ausgetragen werden soll.

Wir, die wir außer den Parteien stehend, schon längst unbefangen beobachten konnten, haben die feste Ueberzeugung, daß beide Theile das Gute wollen, daß aber auch beide Theile in der Wahl ihrer Mittel gefehlt haben.

Die kleine Mittheilung, welche unsere letzte Nummer über die Verbandsangelegenheiten gebracht, wolle also nicht als eine Meinungsäußerung der Redaktion betrachtet werden. Die Verantwortlichkeit für jene Notiz trägt ausschließlich deren Einsenderin. Wir unserseits werden auch jetzt noch mit unserem Urtheile zurückhalten, bis die Streitsache endgültige, rechtliche Erledigung gefunden hat. Nachher werden wir nicht ermangeln, die Verbandsangelegenheiten klar und sachlich zu beleuchten.

Eines aber mag heute schon gesagt werden. Die Frau im Allgemeinen muß noch besser lernen, Dinge und Vorkommnisse ruhig und sachlich zu beurtheilen; sie muß noch lernen, Grundsätze und Personen auseinanderzuhalten, alle Empfindlichkeiten niederzudrücken und dem Wohle des Ganzen, wo es klar am Tage liegt, die eigene Meinung willig zu opfern. So lange dies nicht geschieht, wird das schöne Feld des gemeinnützigen Wirkens für sie zum Tummelplatze der Leidenschaften. Und wo sie den Beweis leisten wollten für die Tüchtigkeit des weiblichen Wesens auch auf dem Gebiete des öffentlichen Wirkens, da stellen sie sich selbst ein öffentliches Armuthszeugniß aus!

Alte Schuld.

Erzählung von E. Tegtmeyer.

(Fortsetzung.)

Es schnitt Ernst ins Herz, sie so gleichmäßig ruhig, gleichsam versteinert in ihrer tiefen Demüthigung, ihrem Schmerz reden zu hören. Immer aber, wenn er sich ihr nähern oder ihr ein Wort sagen wollte, winkte sie ihm zu schweigen. „Ein schweres Unrecht gut zu machen," wiederholte sie leise, und der Krämer wagte nicht, die Blicke zu seinem Kinde zu erheben, nur ein rauhes Stöhnen drang aus seiner Brust hervor.

Dora trat dicht zu ihm heran und begann abermals: „Vater, Du wirst Herrn Gramberg das Geld zurückgeben. Nein, was sage ich, das genügt nicht. Wieviel er und die Seinen durch jenen — — jenen Verlust eingebüßt haben, das läßt sich gar nicht berechnen; aber eine gut angelegte Summe Geldes verdoppelt sich in einer Reihe von Jahren. Vater, du wirst ihm das doppelte geben. Herr Gramberg, würden Sie damit zufrieden sein?" wandte sie sich dann an den Genannten, und er, als er ihr in die todesmatten Augen sah, bereute, jemals den Weg eingeschlagen zu haben, der ihn an dies Ziel geführt. „Ich verlange nicht so viel," sagte er in schmerzlicher Bewegung. „O Dora, ich würde nichts beansprucht und lieber allein für meine Mutter und Geschwister gearbeitet, als Ihnen dies Leid bereitet haben, ängstigte mich nicht die Furcht, ich könnte sterben und müßte die Meinen unbeschützt und unversorgt in dieser erbarmungslosen Welt zurücklassen."

Seine Stimme klang weich und flehend; aber das Mädchen hatte keine Antwort für ihn. Sie schüttelte nur den Kopf und sagte vor sich hinstarrend wie zu sich selber: „Das Unrecht muß gut gemacht werden. Vater," wandte sie sich dann wieder an den Krämer, „du wirst Herrn Gramberg jetzt gleich das Geld geben."

„Ich kann nicht," stöhnte er, „ich besitze gar nicht so viel."

Dora machte eine schmerzlich ungeduldige Bewegung. „Du hast viel Geld," sagte sie, „und reicht es nicht ganz, so gibst du, was du hast."

„Ich würde zum armen Manne, zum Bettler werden. Nein, ich kann, ich will es nicht!"

Ein Funke des alten Trotzes flammte in ihm auf.

„Du thust es doch, Vater, und wenn wir keinen Pfennig übrig behalten, so können wir von vorne anfangen und um unser Brod arbeiten."

Es lag eine zwingende Kraft in ihren Worten, gegen die der Elende sich nicht zu verteidigen wußte. Es war ein kläglicher und peinlicher Anblick, ihn zu sehen, sich windend in der Qual, seinen Mammon opfern zu sollen, und doch nicht im Stande, dem moralischen Uebergewicht des einzigen menschlichen Wesens, das ihm auf der Welt wirklich lieb war, zu widerstehen.

Schritt um Schritt zwang sie ihn, ohne einmal ihre starre Ruhe zu verlieren, zu dem großen Schranke hin, zwang ihn, einen nach dem andern seiner verschiedenen doppelt verschlossenen Geldkasten zu öffnen, ein Werthpapier nach dem andern herauszunehmen. Sie besah erst prüfend ein jedes; sie zählte und rechnete die Summe zusammen, und wenn der Alte sich weigerte, mehr zu geben, so öffnete sie die blutlosen Lippen zu einem ruhigen und bestimmten: „Suche nur, Vater, das noch fehlende wird sich finden."

Und es fand sich. Philipp Schörling hatte noch lange nicht seinen Schatz erschöpft, als Ernst die Summe, welche für die seinigen ein Vermögen bedeutete, in den zitternden Händen hielt. Ihm war zu Muthe dabei, als schwanke der Boden unter seinen Füßen.

Der Krämer, der vollständig gebrochen von der Qual dieser Stunde auf seinen Stuhl gefallen war, stotterte etwas von einer Empfangsbescheinigung, die Ernst ihm geben solle; aber seine Tochter schüttelte mit einem tonlosen: „Laß das, Vater!" den Kopf. „Dergleichen bedarf es bei Herrn Gramberg nicht."

„Ich werde Ihnen eine Bescheinigung mit der Post schicken," sagte Ernst, und dann in ausbrechendem Schmerz streckte er dem jungen Mädchen seine Hand entgegen. „Dora," sagte er, „theure Dora, es ist unmöglich, daß wir so scheiden. Es muß ein Ausweg gefunden werden, der uns wieder zusammen führt. Lassen Sie mich nicht ohne die Hoffnung scheiden. Es würde mir das Herz brechen."

Ihre Lippen zuckten; aber sie beherrschte sich doch. „Wohin ich jetzt gehöre," erwiderte sie mit matter Stimme, „das weiß ich ganz genau. Ich habe meinem Vater sehr wehe thun müssen heute, und jetzt bedarf er meiner, um ihn zu trösten und zu stützen. Ich werde meinen Vater niemals verlassen, Herr Gramberg."

Sie trat an die Seite des Alten und Ernst, von den widerstreitendsten Gefühlen hin und her gerissen, konnte sich doch nicht den Entschluß abringen, das Zimmer und das Haus zu verlassen. „Verzeihen Sie mir wenigstens," bat er, sich Dora wieder nähernd und indem er ihr nochmals die Hand bot.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen." In ihren Worten lag keine Bitterkeit, aber auch keine Milde; sie sprach ruhig starr, wie sie während der ganzen Verhandlung gesprochen hatte. Seine Hand schien sie nicht zu bemerken.

VII.

Ernst Gramberg benachrichtigte seine Familie von dem günstigen Wechsel ihrer Verhältnisse, und dann wieder berührte der Jubel, mit dem die Nachricht aufgenommen wurde, ihn peinlich. Er selbst lebte ganz in den bisherigen dürftigen Verhältnissen fort, ohne sich irgend eine Erheiterung oder Erleichterung zu gönnen. Im Komptoir that er gewissenhaft seine Pflicht; aber Herr Langholz fand noch öfter als im Anfang seiner Thätigkeit daselbst Veranlassung, sich über sein melancholisches Aussehen zu wundern. Kam der Abend, so fand der Einsame selbst zu seinen Sprachstudien nicht mehr die nöthige Sammlung. Stundenlang wanderte er in seinem Zimmer auf und ab und zermarterte sein Hirn mit Zweifeln, ob er in Bezug auf die Familie Schörling recht gehandelt habe, oder quälte sich mit Vorwürfen, daß er dem Vater in Gegenwart der Tochter sein Sündenregister vorgehalten habe, ohne sich erst sorgsam von seinem Alleinsein mit demselben zu überzeugen. Die Erinnerung an Doras bleiches, in Seelenschmerz erstarrtes Antlitz ließ keine Beruhigung in ihm aufkommen.

Seine Mutter, die aus Ernsts Briefen, ohne daß er sich die geringste Anspielung erlaubte, seinen traurigen Seelenzustand herausfand, glaubte nichts anders, als daß neben anstrengender Arbeit das Alleinsein ihn in seiner Stimmung so herunter bringe. Sie entschloß sich endlich jetzt, da ihre Verhältnisse eine andere Lebensweise gestatteten, mit den übrigen Kindern nach B. überzusiedeln, um ihrem Sohne wieder ein behagliches Familienleben zu schaffen. Ernst erschrack bei der Nachricht. Gerade seine Einsamkeit war ihm lieb geworden, und der Gedanke, auf besorgte Fragen antworten zu sollen, immerwährend theilnehmende Blicke auf sich gerichtet zu sehen, ängstigte ihn im Voraus. Gleichwohl fand er keinen Vorwand, einer Einrichtung zu widerstreben, die er früher als das Ziel seiner heißesten Wünsche bezeichnet hatte. Das Einzige, was er einzuwenden und auch durchzusetzen vermochte, war die Bestimmung, daß die Uebersiedlung in keinem Falle vor dem Hochsommer stattfinden dürfe, damit das im Frühling unbeständige und herbe norddeutsche Klima der zarten Gesundheit seiner Mutter keinen Schaden zufüge.

So lebte er eine Woche nach der andern hin und sah bedrückten Herzens den Zeitraum bis zu der Wiedervereinigung mit den seinigen immer kürzer werden. Er sehnte sich nach irgend einer Nachricht über Doras Ergehen und wagte sich doch nicht in ihre Nähe, da ereignete sich eines Tages der unerwartete Glücksfall, daß ihm Hannes begegnete.

Er erkannte anfangs den jungen Menschen kaum wieder, weil er jetzt einen ihm vollständig passenden Anzug trug. Hatte man ihn doch sonst niemals anders als in viel zu kurzen Hosen gesehen und mit Aermeln, aus denen ein Theil der Arme und die Hände riesengroß hervorsahen. Er war im Frühling konfirmirt und machte überhaupt in seinem Aeußern einen merkwürdig anständigen Eindruck. Ernst, der mit dem Jungen immer gut Freund gewesen war, stand, als er seiner ansichtig wurde, sofort still und begrüßte ihn als einen alten Bekannten.

Hannes schien etwas verlegen und wußte sichtlich nicht, was er sagen und wie er sich benehmen solle. Ernst dachte, daß möglicherweise von den alten Schörlings in Gegenwart der Knaben über ihn unliebsame Aeußerungen gemacht seien und suchte dem Burschen über sein Unbehagen dadurch hinwegzuhelfen, daß er mit ihm ging und in unbefangener Weise eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte. Er erfuhr auf diese Weise, daß Hannes nach seiner Konfirmation nun doch als Lehrling in des Vaters Geschäft gekommen sei. Es gehe auch besser, als früher zu denken gewesen, meinte er, denn der Vater sei geduldiger und weniger strenge geworden seit —

Er stockte plötzlich und blickte mit einiger Unsicherheit seinen Begleiter an. Er habe Dora auch versprechen müssen, begann er dann wieder, nicht zur See zu gehen, wie früher immer sein Wunsch gewesen, sondern bei dem Vater zu bleiben.

„Geht es Fräulein Dora gut?" unterbrach ihn Ernst, der nur den einen Wunsch hatte, von dem Mädchen Näheres zu erfahren und der, um Hannes von seinem Gemüthszustande nichts merken zu lassen, mit möglichst gleichgültiger Miene auf die Straßensteine schaute. Er bemerkte daher auch nicht, daß dieser ihn verwundert anblickte, bis er in die Worte ausbrach: „Sie wissen nicht, daß Dora krank ist?"

„Dora krank?" Ernst dachte nicht mehr daran, sein Interesse zu verbergen. „Seit wann ist sie krank?"

„Lange schon," sagte Hannes und sein Gesicht nahm einen bekümmerten Ausdruck an. „Ich weiß gar nicht, wie lange. Anfangs war sie still und blaß, und kein Mensch begriff, was ihr fehlte. Sie muß sich wohl damals schon schlecht gefühlt haben, und nun liegt sie seit Wochen still darnieder. Immer spricht sie von ihrem Tode und," fügte der Junge mit Thränen in den Augen hinzu, „das ist gar nicht zum Aushalten. Sie hat mir auch das Versprechen abgenommen, die Eltern nie zu verlassen.

Ernst war so innerlich getroffen von dieser Nachricht, fühlte sich so tief bewegt, daß er kaum etwas zu erwidern vermochte und schweigend auf das weitere Geplauder des jungen Menschen hörte. Ihm ahnte nur zu gut, von wannen diese Krankheit des jungen Mädchens ihren Ursprung genommen, und tiefstes Mitleid durchzitterte sein Herz. Als sie an einem Blumenladen vorüberkamen, bat er den Knaben, einige Augenblicke auf ihn zu warten. Er trat in den Laden und kaufte einen Strauß der frischesten, duftigsten Rosen, die er bekommen konnte. Er gab denselben Hannes mit der Bitte, ihn seiner Schwester, die er herzlich grüßen lasse, zu überbringen. Er sagte ihm auch seine Adresse und fügte die dringende Bitte hinzu, ihn über Doras ferneres Ergehen nicht ohne Nachricht zu lassen. (Schluß folgt.)

Neues vom Büchermarkte.

Unter dem Protektorat der österreichischen Kronprinzessin Stephanie erscheint in Wien mit April ein Frauen-Journal unter dem Namen **„Wiener Mode"**. Es ist dies das Reichhaltigste der bis jetzt erscheinenden Modeblätter, denn das neue Blatt illustrirte in seinen ersten sechs Heften nicht weniger als 417 Gegenstände, dargestellt in 181 Abbildungen und Beschreibungen. Größere Aufsätze aus allen, die Frauen speziell interessirenden Gebieten brachte die „Wiener Mode" 49 an der Zahl; auch das Beiblatt „Im Boudoir" ist nicht weniger reichhaltigen Inhalts und zählen die hervorragendsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen des In- und Auslandes zu dessen Mitarbeitern. Es ist aber nicht die Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des literarischen Inhaltes, was uns veranlaßt, in unserem Blatte von der neuen Erscheinung zu sprechen, sondern die Hauptursache unseres Wohlgefallens an diesem neuen Blatte ist die erfreuliche Thatsache der — abweichend von den andern Modezeitungen — vernunftgemäßen Darstellung der Modebilder. Die „Wiener Mode" ist hauptsächlich aus diesem Grunde dazu berufen, als überall gehaltenes Familienblatt geschmacksveredelnd auf die Frauen einzuwirken. Wo die übrigen Modeblätter wahre Karrikaturen von Wespentaillen als Muster bringen und so den Schönheitssinn unserer Frauen und Töchter mißleiten, ist die „Wiener Mode" dazu angethan, diesen Sinn wieder in richtige Bahnen zu lenken und vernünftige Ansichten zu pflanzen. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die gediegensten Modezeitungen auch stets die einfachsten und vernünftigsten Modebilder bringen und daß die Werthlosigkeit eines solchen Blattes sich sofort durch die extremen Bilder manifestirt.

Es ist somit der „Wiener Mode" weiteste Verbreitung zu wünschen, schon zur Strafe derjenigen verstandesarmen Schneiderinnen, welche den Werth eines weiblichen Wesens nach der absteigenden Centimeterzahl ihres Taillenumfanges bemessen und die den Gesundheitslehrer lächerlich machen, weil er die naturgemäßen Folgen der künstlich gezüchteten Wespentaille mit klaren Strichen zu zeichnen sich verpflichtet fühlt. Die „Wiener Mode" kostet Fr. 3. 35 vierteljährlich und nimmt jede Buchhandlung Bestellungen entgegen.

Druck und Verlag der M. Kälin'schen Buchdruckerei in St. Gallen.